

Robert Gernhardt zum 60sten ein Dank

– Laudatio anlässlich einer vom *Haffmans Verlag* veranstalteten Feier zum 60. Geburtstag von Robert Gernhardt am 2.12.1997 im *Abaton-Kino* in Hamburg. –

*Des starken Blau bedächtige Bewegung
wird sanft gelenkt von zwei sehr weißen Händen.
Noch weißer droht ein Schwan. Die schmalen Hände
beschwichtigen die Angst des großen Vogels
und drehn am Steuer. In sehr weicher Wendung
dreht da das Blau bei, so, daß Boot und Vogel
in schönem Gleichmaß durch das Wasser gleiten,
weiß-blau. Nach seinem grünen Schreibheft
sucht der Betrachter eilig, schreibt erst Gleichmaß,
dann Schwanenhals, dann Doppelung, dann Zauber,
da blickt er auf. Weit auseinander ziehen
da Weiß und Blau ganz zufällige Bahnen,
und zwischen sie schiebt sich ein Rot, aus welchem
ein Kreischen tönt, das allen Zauber endet.* [Robert Gernhardt: „Tretboote auf dem Main“, In ders.: *Körper
in Cafés*, 1987, S. 41]

Daß Sie nicht gelacht haben, meine Damen und Herren, versteht sich, doch besteht dieses Gedicht aus einer Kaskade von Pointen. Zum Beispiel: „Tretboote auf dem Main“ lautet die Überschrift, die man aber wegen der zunehmenden Bootferne des Folgenden vergißt – die Hände, der Schwan, bald nur noch Blau und Weiß. Darum muß man sich beim Kreischen, das aus dem Rot, nicht dem roten Boot, tönt, entweder aus der Überschrift eine Bootsvorstellung leihen, oder, was wahrscheinlicher ist, das Kreischen metaphorisch verstehen und auf das dissonante Rot beziehen, das das harmonische Neben- und dann Auseinander von Blau und Weiß stört. Wir haben dann ein reines Formen- und Farbgedicht und geraten mit unseren Gefühlen dementsprechend ein bißchen vom bloß Schönen ins Erhabene – jedenfalls dann, wenn wir Gernhardt auf den Leim gehen und uns von diesem Gefühl tragen lassen und ungenau lesen. Dann überlesen wir nämlich den Blick, der den Griff zum Schreibheft begleitet und nicht umhinkann, dessen Farbe zu bemerken: Grün. Aber diese Farbe wird nur angemerkt, nicht wirklich bemerkt, und so lesen wir leicht drüber hin, daß die Dissonanz nicht erst beim Auftritt des Rot eintrat.

Vielleicht fällt uns das aber doch auf, und wir achten beim zweiten Lesen etwas mehr auf den, der das Schreibheft handhabt. Gleichmaß schreibt er, dann Schwanenhals, dann Doppelung, dann Zauber – Gleichmaß haben wir („so, daß Boot und Vogel / in schönem Gleichmaß durch das Wasser gleiten“) eben gelesen, Schwanenhals nicht, aber wir haben ihn, merken wir, gesehen im Drohen des Schwans und, Gleichmaß noch einmal, der Geste des Beschwichtigens durch die sanften, sehr weißen Hände. Darin also Doppelung, Zauber – das Wort werden wir noch lesen, am Ende des Gedichts:

ein Kreischen tönt, das allen Zauber endet.

Wir erleben die Entstehung des Gedichts im Gedicht.

Gleichmaß, Doppelung – vielleicht lesen wir argwöhnisch ein drittes Mal und lassen uns diesmal von der Harmonie der a's und der Umlaute und Diphtonge sowie der Alliterationen, der stupenden Flaumweichheit der Vokal-Konsonanten-Kombinationen (ja, Gedichte muß man laut lesen, gerade wenn man allein ist) nicht

verführen, nur die Farb-Form-Abstraktionen wahrzunehmen. Den Dichter, der nach seinem Schreibheft greift, und den wir schon deshalb nicht sehen, weil er Betrachter genannt wird, und das sind doch wir, sehen wir diesmal an und merken, daß er wegsieht, wo es am schönsten ist, um sich Notizen fürs spätere Gedicht zu machen. Als er wieder aufsieht (und als wir wieder mit ihm aufsehen), hat sich schon alles aufgelöst, das Gleichmaß, die Doppelung, der Zauber:

*Weit auseinander ziehen
da Weiß und Blau ganz zufällige Bahnen.*

Da, wie eben nicht gesagt, aber gezeigt, endet der Zauber. Und weil er zu Ende ist, hat das Sensorium Zeit, sich vom Rot, vom roten Tretboot verstören zu lassen.

So viel zur Philologie – der Rest ist, wenn Sie unbedingt so wollen, Philosophie. Wie der Versuch, dem Kontingenten Dauer zu verleihen, vom Konkreten ablenkt, wie der Vergegenständlichungsversuch die Wahrnehmung der Schönheit stört (bzw. die Wahrnehmung des Schönen), wie andererseits die Schönheit vielleicht nicht wahrnehm-, aber doch mittelbar und damit teilbar wird durch den Abstraktionsvorgang, wie schließlich gerade er es erlaubt, auch noch dem sich dem Blick als kontingent erwiesen Habenden durch Formung Notwendigkeit, dem Flüchtigen Dauer und schließlich und not least dem Dissonanten Konsonanz zu verleihen – denn das Ende des Zaubers ist Teil des Zaubers, der von diesem Gedicht ausgeht. Und wenn Sie wollen, können Sie jetzt noch einen Schritt weiter gehen und von der stabilisierenden, heilenden, versöhnenden Kraft der Kunst sprechen, die auch – vielleicht gerade? – in einer so säkularen und profanen Welt – aber hier mache ich Halt. Daß es Kunst gibt, macht mich weder ehrfürchtig, noch versöhnt mich dieser Umstand mit irgend etwas. Aber ein Kunstwerk, dieses etwa, läßt mich voller Achtung das Gelingen des Schönen anstaunen, hier, immer wieder im großen Gelingen die stabile Konstruktion und die Leichtigkeit der Bespannung. Vielleicht liegt in diesem sich uns aufzwingenden Gleichnis und dem Gegensatz, den es postuliert, die Einsicht, daß es, wenn auch nicht immer um Witz, so doch in der Kunst irgendwie immer um Pointen geht.

Und damit um Spannung und Spannungslösung. Die Wortkonzentration und optische Hochspannung des in seiner Optik sich fast ins Gegenstandslose fortstehlenden Gedichts mit der down-to-earth-Überschrift „Tretboote auf dem Main“ löst klanglich sich scheinbar in den bloßen Wortharmonien auf, tatsächlich aber doch in dem durch beides verwischten Geschehen, das im Grunde alles Pathos reiner Kunst aufhebt, indem sie uns den Dichter zeigt, der den Blick abwendet.

Robert Gernhardt hat einmal behauptet, daß alle Gedichte komisch seien, und zwar deshalb, weil sie Zusammenhänge durch Mittel herstellen, die mit dem Dargestellten nichts zu tun haben – als da sind: Reim, Rhythmus, Metapher, Vokal- und Konsonantenkonstruktionen, Zeilenanordnung etc. (man kann die Behauptung durchaus ausweiten, aber bleiben wir beim Gedicht). [Vgl. Robert Gernhardt: *Gedanken zum Gedicht*, 1990, S. 18] Was etwa würde aus dem folgenden Barockgedicht, wenn sich nicht zufällig „machen“ auf „lachen“ reimte?:

ALS AM 4.4.96 DER WINTER ZURÜCKKEHRTE

*Nun alles wieder weiß
Nun alles wieder tot
Des Wetters grimme Wut
Der Tiere liebe Not
Des Menschen Unverstand
Will es denn hier auf Erden
In diesem Unheiljahr
gar niemals Frühling werden?*

*Der schneebedeckte Tann
Das frischgeweißte Dach
Der Winde Kraft so stark
Der Vögel Flug so schwach
Des Menschen blinder Zorn:
„Gott, das kannst du nicht machen!“
„Du siehst doch, daß ich's kann!“*

Gott's unhörbares Lachen. [Robert Gernhardt: *Lichte Gedichte*, 1997, S. 73]

Was wäre, wenn? Nun, dann wäre dies Gedicht so nicht da, und das wäre natürlich erstens schade, zweitens fiel uns das nicht Gereimte der anderen Zeilen gar nicht mehr auf, aber drittens möchte ich Ihre Aufmerksamkeit doch lieber auf das Apostroph im Namen Gottes lenken – es heißt ja nicht Gottes unhörbares Lachen. Mit dem Apostroph wird zwar einmal nur das Gleichmaß mit der vorletzten Zeile hergestellt, aber außerdem können Sie hören, wie uns das Unhörbare im Halse steckenbleibt. Und das ist übrigens auch ziemlich komisch.

Kunst kommt von Kunststück, die Ketten der Form, so Rühmkorf irgendwo, seien dazu da, daß sich der Künstler als Houdini erweise. Und darum ist Kunst gerade da, wo wir sie groß nennen, immer auch Trick, Bluff, unlauterer Wettbewerb mit der nun ja „Wirklichkeit“. Die Kunst möge ihn gewinnen, aber darauf will ich nicht hinaus. Worauf man immer hinweisen sollte, ist, daß sie ein Problem mit einem der bedeutsameren Züge der Wirklichkeit hat, mit dem Leid. Man sagt zwar, gerade sie sei berufen, ihm ihre Stimme zu leihen, aber das ist leicht gesagt. Zwar hat die Kunst, haben die Gedichte in diesem Genre prächtig reüssiert. Aber um den Preis, daß wir, um die Vokalpantomime neben unserer Sprachlosigkeit für deren authentische Übersetzung zu halten, uns dazu verführen, zu meinen, das Leid selber treibe metaphorische Blüten.

ALS SIE IHM SAGTE: SCHAU NICHT SO

*Ach Kind, ich hab nur diesen Blick,
doch den will ich dir schenken.
Ich werfe diesen Blick zurück
auf dich und mich und unser Glück,
mußt deinen Blick nicht senken.*

*Du gehst ja nur ein bißchen fort,
ich kann den Blick entbehren.
Die Zukunft ist ein dunkler Ort,
zum letzten Blick ein letztes Wort:*

Da, nimm. Halt ihn in Ehren. [Robert Gernhardt: *Weiche Ziele*, 1994, S. 20]

Nicht das Leid ist es, sondern die ganz leidlos gemeinte und mitleidlos verdichtete Redensart vom einen Blick schenken. Und doch. In Abwandlung des alten Witzes: die Kunst erleuchtet uns vielleicht nicht den Ort, an dem wir den Schlüssel zur Welt verloren haben, aber mit ihr können wir wenigstens etwas sehen. Ohne sie sind wir, die wir uns einmal mit ihr eingelassen haben, verraten und verkauft – ein Suchtphänomen vielleicht. Jedenfalls erzeugt ihre Abwesenheit Unbehagen. Ich habe mich mehrfach mit der Frage beschäftigt, einmal mich eine Zeitlang mit ihr beschäftigt gehalten, wie angemessen unsere abendländische Vorstellung eines unsere Identität verbürgenden Ich als eines inneren stabilen Kerns, der unsere mentale Gesamtstabilität gewährleisten könne, eigentlich sei. Das nötige ironische Salz in die etwas fade theoretische Gedankensuppe hätte der folgende Vierzeiler gebracht, und es ist ebensowenig ein Wunder, daß er mir, obwohl ich ihn doch so gut kannte, erst nachträglich wieder eingefallen ist, wie durchaus wahrscheinlich, daß

er offizielle, sagen wir: spannungslösende Wirkung getan hätte:

SELBSTBEFRAGUNG

Ich horche in mich rein.

In mir muß doch was sein.

Ich hör nur „Gacks“ und „Gicks“.

In mir da ist wohl nix. [Robert Gernhardt: *Wörtersee*, 1981, S. 207]

Es färbt der Wortwitz aufs Leben ab und macht dessen Koloratur erträglicher.

FREUND DER GESCHICHTE IN ROM

Geschichte ist kein Lehrbuch,

Geschichte ist ein Sumpf.

Wer immer den durchmessen wollt',

dem wurd' der Maßstab stumpf,

dem wurd' der Maßstab rostig

am ausgestreckten Arm,

die feuchten Finger frostig,

indes der Kopf noch warm.

Nicht lange! Und auch ihn verschlingt

ganz bodenlose Kühle:

Für den, der sich vertiefen will,

das höchste der Gefühle. [Ebd., 1981, S. 168]

Nun sind wir manchmal auch mit der Kunst verraten und verkauft und um die Welt oder in ihr umgebracht, aber doch bleibt irgendwo die große Kontrafaktur der Kunst: daß die Welt das letzte Wort nicht habe! Dieser Lüge sollen wir, mögen Sie doch bitte weiter den Anschein der Wahrheit geben, lieber Herr Gernhardt. Mit, ich bitte, weiterhin allen Mitteln. Wir können es uns nicht leisten, unsere Position ist zu schwach dazu, auch nur auf eines zu verzichten, wenn wir nicht schon zu Lebzeiten aufgeben wollen. Nicht zuletzt habe ich die mich ehrende Einladung, hier zu sprechen, darum so gerne angenommen, weil sie mir die Möglichkeit gibt, einen ganz persönlichen Dank öffentlich abzustatten. Einen Dank für einige Augenblicke von Weltlosigkeit. Einen Dank bloß für ein paar bodenlose Kalauer. Der Kalauer ist eine verpönte Kunstform. Einerseits zu Recht. Andererseits glaube ich, daß er jener unansehnliche Zwerg hinter dem Schachtürken der Poesie ist, wenn ich mal Benjamins Allegorie des historischen Materialismus wegen Wegfalls ihres Zwecks enteignen darf. Ich erläutere das gern ein andermal. Hier nur so viel: der Kalauer erlaubt das freieste Lachen, das denkbar ist. Daß hintergrundloses, weltloses Lachen ganz nah an das Lachen des Blöden grenzt, ist auch wahr. Aber das macht die Sache nicht weniger interessant. Wie auch immer – Gernhardt ist ein Meister des Kalauers, der immer wieder, oft verlarvt, manchmal exhibitionistisch deutlich durch sein Werk geistert, zuweilen in der Gebrauchsform „Bilden Sie mal einen Satz mit...“ Einer ist mir noch aus Schultagen geläufig, ich lache nun schon etwa 25 Jahre über ihn, er muß irgendwo in *Welt im Spiegel*, dem Herzen von *Pardon*, gestanden haben (und so bin ich nicht ganz sicher, ob er von Gernhardt allein stammt oder nur seinen Geist atmet): „Bilden Sie mal einen Satz mit Haileselassie...“ (Sie erinnern sich, das war der frühere Kaiser von Äthiopien bzw. Negus von Abessinien):

Pfoten weg von der Patientin, ich heile sie, lass' sie.

Diese Form hat Gernhardt auch in Verse gebracht, und für die zwei schönsten Vierzeiler, die den Kalauer noch mit ein paar anderen Witzzutaten, Geschmacksverstärkern sozusagen, anreichern, und für diese

Momente lächerlicher Weltlosigkeit möchte ich mich durch Verlesen bedanken:

BILDEN SIE MAL EINEN SATZ MIT...

Metapher

*Herr Kapitän, der Steuermann
hat grade lallend kundgetan,
er brächte jetzt das Schiff zum Sinken –
me taph er wirklich nicht mehr trinken.*

Symbol

*Herr Dschingis Khan, das tut man nicht,
daß man in fremdes Land einbricht.
Nu aber raus mit Ihren Horden –
Sie sym bol wahnsinnig geworden! [Ebd., 1981, S. 51]*

Kalauer mag nicht jeder, aber daß jeder Robert Gernhardt möge, hat ein Rezensent neulich behauptet und daraus einen skeptischen Ton gewonnen, der ihn selbst hätte stutzig machen sollen. Gezeigt hat er damit, wie kurz das Gedächtnis des Feuilletons ist. Gernhardts letzter Band mit Erzählungen ist nämlich durch die Rezensentenbank und unisono, aber in launig-herablassendem Ton verrissen worden. Was war passiert? Gernhardt hatte eine überaus komische und überaus gräßliche Geschichte geschrieben, in der ein junger Mann, der sich gerade von seiner Lebensgefährtin getrennt hat und seinen Job losgeworden ist, ums liebe Geld einen Porno übersetzt, was er, der lieben Erholung willen und der schieren Einfalt halber, bei seiner Mutter tut, die natürlich das mit dem Porno nicht wissen soll, und darum erfindet er, daß er an einem Roman schreibt, und eigene dumpfe Erinnerungen und reflexhafte Besorgnisse der Mutter nebst deren eigenen apologetischen Erinnerungen führen zu einer folie à deux: er schreibe einen Familienvergangenheitsbewältigungsroman. [Vgl. Robert Gernhardt: „Tübingen oder Belegte Seelen“, in ders.: *Lug und Trug*, 1991, S. 7–102] Und die Vor- und Gegenwartsgeschichte der Bundesrepublik, die hier in ihrer baltisch-schwäbischen Variante vorkommt, liefert im Gerede über blutdürstige Polenrächer, in Friedensbewegungsfeten und TV-Berichten über in Universitätskabinetten konservierte Leichen vor 1945 Ermordeter den Hintergrund. Bei den Rezensenten setzte eine kollektive Verweigerung ein. Das Thema der Geschichte wurde nicht einmal genannt, wahrscheinlich wirklich überlesen, über die Geschichte mit dem Porno und der Mutter kam man nicht hinaus. Die Zumutung war zu groß. Die Geschichte war zu ernst und zu komisch geraten – also einigte man sich darauf, daß ein doch wirklich guter und komischer Autor eine erstaunlicherweise zwar unernste, aber leider gar nicht komische und im Grunde entsetzlich langweilige Geschichte geschrieben habe, deren Inhalt man allerdings unfähig war anzugeben.

Ich zitiere das nicht, um Robert Gernhardt gegen den Vorwurf in Schutz zu nehmen, er sei zu beliebt. Es adelt den Dichter nicht, wenn er unbeliebt ist, und es schändet ihn nicht, wenn man ihn mag. Aber auch umgekehrt: wenn gleich vier führende Hamburger Politiker Robert Gernhardt als ihren Lieblingsautor angeben, spricht das nicht automatisch für Gernhardt, wohl aber erst mal für die vier. Nur ist seine allgemeine Beliebtheit und seine Unbeliebtheit in dem erwähnten speziellen Falle (Unbeliebtheit nebst Unfähigkeit, die Ursache dafür auch nur zu bemerken) vielleicht ein Symptom. Dafür, daß bei den großen Virtuosen wie Gernhardt das erkennende Genießen eine Spur zu anstrengend ist, weil sie eben auch Virtuosen des Einlullens sind, Verführer, deren erster Trick ist, daß sie uns dazu bringen, nicht aufzupassen. Darin steckt ebensoviel Tücke wie Barmherzigkeit. Das letztere weil eben oft der Bogen zwischen Herz –

„Todesangst –

Sie werden sie spüren –

zwischen Herz und –

*Spätestens postoperativ“,
sagt der Doktor zum Dichter. –*

zwischen Herz und Schmerz und

*Der speichert die Worte
in der herzigen Hoffnung,
das Wort sei auch diesmal schon die Sache – [Robert Gernhardt: *Lichte Gedichte*, 1997, S. 227]*

Herz und Schmerz und dem Reim, den man sich machen möchte, dem sich aber nicht nur das Wort manchmal entzieht, weiter gespannt ist, als man eigentlich aushalten kann, vielleicht aber

*Es hat der Tod
einen Stachel für jeden*

vielleicht aber kann man –

*und einen speziell
für jene, die schreiben:*

vielleicht aber kann man es ohne diesen oder irgendeinen Reim

*Zu wissen, man wird
was erleben und kann
ums Verrecken nicht mehr darüber berichten. [Ebd., 1997, S. 234]*

gar nicht aushalten. Darum macht man sich welche, oder einen großen ausgesparten darauf:

*„Bis hierher hat uns
Gott gebracht in
seiner großen
Güte“ – vielleicht sollte
mal jemand dem Chor
im Haus-Sender stecken,
daß er vor Krankenhausinsassen singt. [Ebd., 1997, S. 225]*

Oder so:

BEIM ANBLICK EINES WEINENDEN KINDES IM KRANKENHAUSFLUR

*„Wer wird denn da weinen?
Mach doch den Mund auf!
Man tut dir nichts Böses.
Es geht gleich vorüber!“
Vorüber geht gar nichts.
Man tut dir was Böses.
Halt den Mund gut geschlossen, Kind! [Ebd., 1997, S. 225]*

Wenn das denn hülfe. Nun, was hilft's, möchte man sagen, dem Trostlosen ist eben nicht beizukommen, trösten hilft da nicht, auch nicht drüber-hinweg-trösten. Wo man sich keinen Reim mehr machen kann, ist zuweilen Distanz noch nützlich – nicht, daß die Kunst die Welt sozusagen auf Armeslänge vom Leibe hielte,

was auch herzlich wenig nützte, wenn es um die eigene Haut geht, aber manchmal gelingt es eben, dem Leben jene komische Seite abzugewinnen, die man selber ist, es anzusehen, wie einer einen Slapstickfilm ansieht: ja, es tut weh, wenn man auf die Fresse fällt, aber man weiß doch, nähme sich einer die Zeit und guckte zu, er fände es zum Kugeln. Neid sei menschlich, sagt Schopenhauer, Schadenfreude teuflisch – die ironische Distanz, die wir, wenn wir noch nicht ganz beim Teufel sind, zu uns haben können, hat etwas vom Pakt mit ihm. Ich meine den alten Teufel, nicht den zeitgemäßen, dem Robert Gernhardt eine See-, Yacht- und Schaukelgeschichte gewidmet hat. – Sie kennen das Gedicht, glaube ich, alle, es ist mittlerweile und zu Recht ein Klassiker geworden:

NACHDEM ER DURCH METZINGEN GEGANGEN WAR

*Dich will ich loben: Häßliches,
du hast so was Verlässliches.*

*Das Schöne schwindet, scheidet, flieht –
fast tut es weh, wenn man es sieht.*

*Wer Schönes anschaut, spürt die Zeit,
und Zeit meint stets: Bald ist's soweit.*

Das Schöne gibt uns Grund zur Trauer.

Das Häßliche erfreut durch Dauer. [Robert Gernhardt: *Körper in Cafés*, 1987, S. 131]

Der konstruktive Einfall, der diesem Gedicht zu Grunde liegt, ist, ein Parallelgefühl zu jener Wehmut, die vergängliche Schönheit hervorzurufen in der Lage ist, zu postulieren. Daß diese Parallelemotion zunächst absurd ist, spielt keine Rolle. Es spielt auch keine, daß die Unverwüstlichkeit des Häßlichen zum Verzweifeln ist. Ist hier die Vergänglichkeit betrüblich, weil – und dieses Weil scheint so unschuldig wahr – es uns an unsere eigene Endlichkeit erinnert, so muß doch die Dauer des Häßlichen uns froh stimmen, gaukelt sie uns doch – so wäre konsequent weiterzudenken – unsere eigene Unverwüstlichkeit vor. Aber als was? Stellt uns der Schluß zu den Häßlichen? Ist der Zusammenhang von Vergänglichkeit des Schönen und unserer Vergänglichkeit nichts weiter gewesen als eine narzißtische Posse, der uns der Dichter überantwortet? Es gibt da ein paar solcher unbehaglicher Gedanken, die einem kommen, wenn man über diese paar Zeilen nachdenkt – vor allem aber: daß es dem Gedicht tatsächlich gelingt, daß wir dem Gräßlichen schmunzelnd etwas abzugewinnen wännen. „Das Häßliche erfreut durch Dauer“ – wohl ironisch, gewiß, aber sarkastisch kann man das schon nicht mehr lesen, die Stimme bleibt weich und gefällig, die Seele bequemt sich dem an, und mit wachsendem Unbehagen sehen wir uns als Hampelmänner an den Schnüren jener Gedichtkonstruktion hängen.

Man achte aufs Detail und man wird den Teufel sehen, der darin steckt. – Das erste, was ich von Robert Gernhardt gelesen habe, er hieß damals noch Lützel Jeman, war eine kurze Geschichte in einem Band, der *Mini Story* hieß. [*Mini Story. Wörter machen Geschichten*. Hg. von Heinrich Mehrmann. Illustriert von Hans de Haem, Frankfurt/M. (Bärmeier & Nikel) 1964. Darin „Ambivalent“ und zwölf weitere Stichwörter von Lützel Jeman.] Sie ist mir, obwohl ich das Buch seit langem nicht mehr habe, nie mehr aus dem Gedächtnis gekommen, und natürlich mußte ich mich anläßlich dieses Anlasses fragen: Warum? Weil sie eine perfekte Ambivalenz darstellt. Sie ist eine fast klassische Gruselgeschichte: unerklärlich, bedrohlich, voller unangenehmster Hinweise auf Sachen, die man nicht wissen möchte. Sie ist andererseits harmlos und freundlich, beinahe tröstlich, und das ist nicht etwa eine Fassade, hinter der irgendwas lauert. Es passiert gar nichts Böses, nur ein wenig melancholisch kann man sich stimmen lassen. Die Geschichte ist außerdem völlig schnörkellos, wirklich minimal. Und darum ist sie ziemlich komisch. Und ebenso beunruhigend.

RAST IN HESSEN

Ein Reisender machte in einem kleinen Dorf Station und beschloß, im einzigen Gasthaus zu Mittag zu essen. Als er nach der Speisekarte verlangte, erklärte der Wirt bedauernd, daß er zur Zeit nur gedämpfte Mumeln anbieten könne. In Erwartung einer ausgefallenen Spezialität bestellte der Reisende dieses Gericht, worauf der Wirt einen Teller brachte, auf dem vier kleine, grüne Früchte lagen. Mißtrauisch nahm der Gast eine von ihnen in den Mund und biß vorsichtig drauf. Sein Mißtrauen war berechtigt, die Früchte waren zäh und ohne Geschmack. Empört rief er nach dem Wirt.

„Ich habe eine Frage an Sie“, sagte er. „Wieso sind diese Mumeln so klein?“ „Es war ein schlechtes Mumeljahr“, antwortete der Wirt. „Im letzten Jahr waren sie viel größer. Aber heuer kam ein unerwarteter Frost, und schon war die Mumelernte verdorben.“ „Sie sind aber nicht nur klein, sondern auch geschmacklos“, sagte der Gast böse. „Das war der Regen“, entgegnete der Wirt. „Wenn es regnet, verlieren die Mumeln ihren Geschmack.“

„Außerdem sind sie zäh wie Leder“, ergänzte der Reisende. „Das kommt vom Dämpfen“, sagte der Wirt. „Die meisten Mumeln vertragen das Dämpfen nicht. Manchmal geht es gut, aber meistens werden sie zäh.“ „Aber wieso dämpfen Sie sie dann, wenn Sie das wissen?“ „Wenn man sie kocht, schmecken sie noch schlechter“, sagte der Wirt. Verblüfft schwieg der Gast.

„Na hören Sie mal“, begann er von neuem, „meinen Sie, daß ich von diesen vier Mumeln satt werden kann?“ „Nie und nimmer“, entgegnete der Wirt. „Kein Mensch wird davon satt, das sieht doch ein Kind.“ „Könnte ich nicht wenigstens Kartoffeln dazu bekommen?“ Der Wirt hob entsetzt die Hände. „Aber man kann doch nicht zu Mumeln Kartoffeln servieren!“

„Aber wie können Sie denn Ihren Gästen ein Gericht vorsetzen, das weder schmeckt noch sättigt?“ fragte der Reisende zornig. „Das habe ich mich auch schon gefragt“, sagte der Wirt. „Aber Sie sehen ja selbst, daß es geht.“ „Und jetzt wollen Sie wohl noch Geld dafür?“ fragte der Gast. „Wenn es Ihnen nichts ausmacht, wäre ich schon froh, wenn Sie zahlen würden“, entgegnete der Wirt. „Irgendwie muß ich ja leben. Ich habe Frau und Kinder.“

Wütend zahlte der Reisende und stand auf. „Sie erwarten hoffentlich nicht, daß ich Ihr Lokal auch noch weiterempfehle?“

„Wie käme ich dazu“, sagte der Wirt traurig. „Aber es wäre natürlich schön, wenn Sie es täten. Es kommen nicht viele Leute in mein Lokal.“

Da faßte den Gast ein merkwürdiges Grausen, und er stieg schnell in seinen Wagen. Im Rückspiegel sah er noch, wie ihm der Wirt freundlich nachwinkte. [Robert Gernhardt: *Die Blusen des Böhmen*, 1977, S. 29f.]

Komisch; heimelig; unheimlich. Robert Gernhardt ist ein in mephistophelischem Sinne theologischer Dichter: es ist in seinem Werk so viel verborgenes Gift – und von der Arzeney ist's kaum zu unterscheiden.

Ich danke Ihm dafür und Ihnen für Ihre Geduld.

Jan Philipp Reemtsma, aus Lutz Hagedstedt (Hrsg): *Alles über den Künstler. Zum Werk von Robert Gernhardt*, Fischer Taschenbuch Verlag, 2002